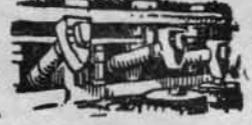


Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 28. — Sonntag, den 7. Juli 1929.



Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

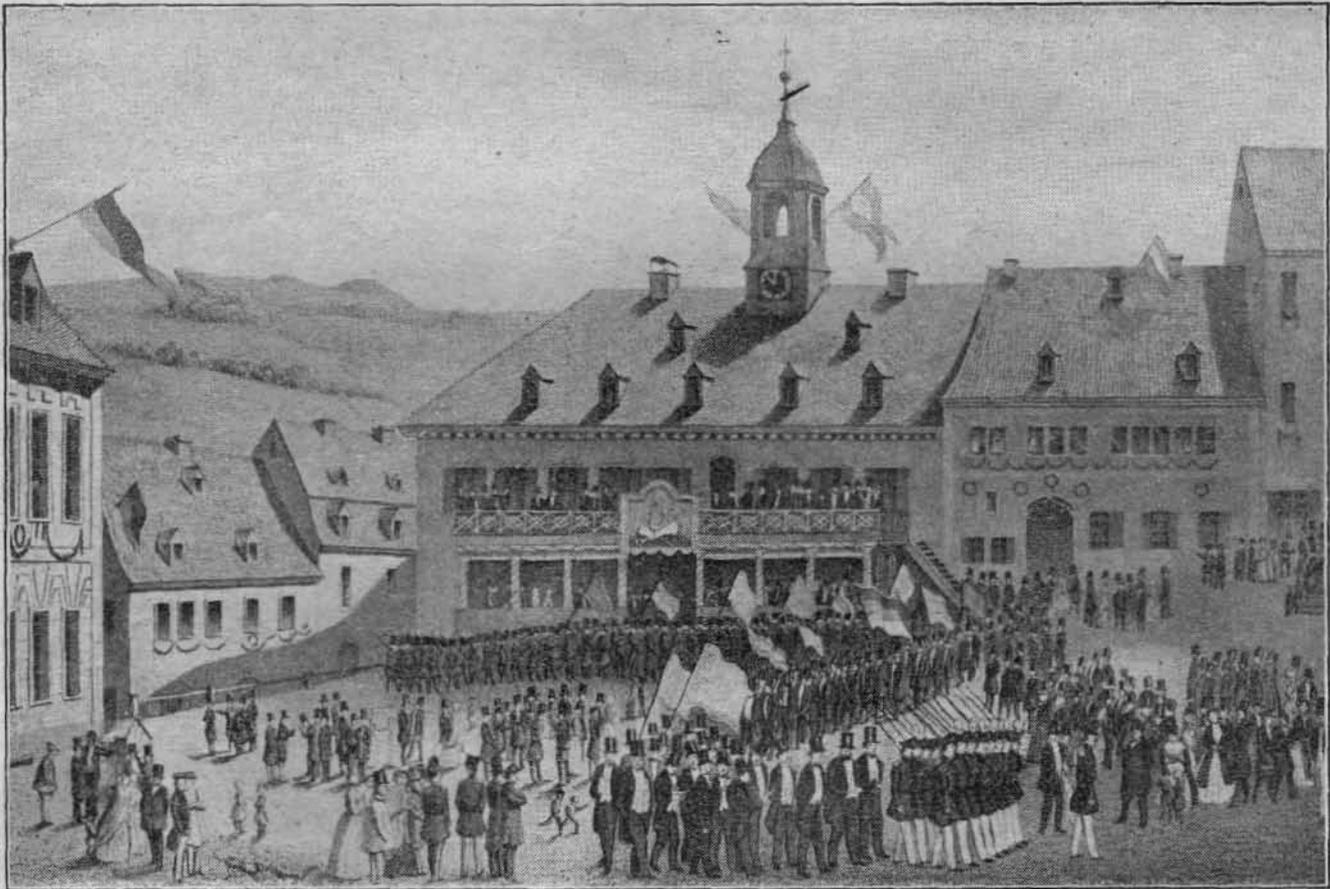
Das vierte Obererzgebirgische Gesangsverbandsfest in Buchholz

am 20. August 1850.

Schon einmal fiel ein obererzgebirgisches Gesangsverbandsfest in politisch bewegte, wirtschaftlich schwere Zeit, just wie jetzt in den Tagen vom 5. bis 7. Juli das Fest des Obererzgebirgischen Sängerbundes.

Es waren die Jahre 1846/47, die als ausgesprochene Not- und Teuerungsjahre galten, während die Zeit von 18 bis 50 die Periode revolutionärer Vorgänge, tumultuarischer Ereignisse gewesen ist.

geistliche, Pfarrer Weidauer, hielt auf dem Marktplatz eine Festrede, die von der Sängerschaft, wie von der Einwohnerschaft der Städte Buchholz und Annaberg mit Begeisterung aufgenommen wurde. Im Anschluß daran begaben sich die Sänger zum Kirchenkonzert in das Gotteshaus. Ein öffentliches Konzert aber und öffentliche Veranstaltungen abzuhalten, war, man höre und staune, regierungsseitig verboten worden. Um jedoch die sangesbrüderliche Freude nicht zu vereiteln, öffnete der Kaufmann



Das Sängereben und -Treiben auf dem damaligen Buchholzer Marktplatz.
(Man sieht hier auch das alte Rathaus, sowie das Frank-, Wußing und Klippstein-Haus.)

So ernst war auch im Erzgebirge die Zeit geworden, daß sich in Buchholz am 1. April 1848 eine freiwillige Bürgerwehr bildete und 1849 80 Mann preußische Soldaten hier in Quartier kamen. Am 1. September des gleichen Jahres wurden Annaberg und Buchholz von zwei sächsischen Kompagnien besetzt, die den ganzen Winter über in beiden Städten verblieben. Not und Besorgnis um die nächste Zukunft bedrückten den fleißigen und friedliebenden Erzgebirgler. Dazu kamen Cholera- und Typhus-epidemien.

Obwohl aber auch 1850 noch die politischen Wogen hochgingen, und eine schwere Wirtschaftsdepression das Erzgebirge bedrückte, ließ der sangesfrohe Gebirgler es sich nicht nehmen, das 4. obererzgebirgische Gausängersfest zu begehen. Als Festort war Buchholz erkoren worden. Das eigentliche Fest wurde am 20. August abgehalten. Der damalige Stadt-

Eduard Bach sein Privatgrundstück, das Waldschlößchen, zu einem fröhlichen Sängerverkehr.

Das Bild, das wir diesen Darlegungen beifügen, zeigt, wie die Bürgerschaft durch Beschlagnahme der Häuser, und wie die Stadt durch Rathausschmuck und Errichtung eines Sängerpodiums an dem Fest freudigen Anteil nahm. Auch die damalige Tracht führt das Bild in fesselnder Weise vor.

Das 1. obererzgebirgische Gesangsverbandsfest wurde 1844 in Johannegeorgenstadt, das 2. 1845 in Schwarzenberg, und das 3. in Schneeberg abgehalten.

Den Teilnehmern am diesjährigen Sängerbundfest entbieten wir im Anschluß an vorstehende Erinnerungszeilen ein herzliches „Glückauf“ in Buchholz, der alten Stadt der Lieder, in der die Sängerschaft des Gebirges die alte Treu und herzliche Gastfreundschaft willkommen heißen.

1429—1929.

Zur 500. Wiederkehr der Tage des Hussiteneinfalles ins Erzgebirge.

Von Schuldirektor Paul Thomas-Schlettau.

(Schluß.)

Jeder einzelne Bestandteil des Heeres hatte seinen bestimmten Standort und seine bestimmten Einrichtungen, sowohl beim Marsch, als auch im Lager und vor allen Dingen in der Schlacht. So glich alles einem lebendigen Organismus, und gerade dieser vorzüglichen Organisation verdankten die hussitischen Führer ihre überraschenden Erfolge in der Feldschlacht.

Von den Ortschaften im Erzgebirge, die besonders schwer unter dem Hussiteneinfall gelitten haben, erwähnt Lehmann zuerst Löbnitz. Die Stadt muß viel Kriegsschrecken ausgestanden haben. Noch zu Magister Lehmanns Zeiten lagen um Löbnitz herum eine Anzahl wüster Dörfer, und in der Erde wurden unausgeseht Hussitenpfeile gefunden. Ob sich die Löbnitzer ernstlich gewehrt haben, vermag der Chronist leider nicht anzugeben.

Das Städtlein Grünhain und das Kloster haben die Feinde 1429 ebenfalls gänzlich verwüstet, die Mönche totgeschlagen, ihr Vermögen geplündert und mit sich weggeführt, auch die Klostergebäude niedergerissen und vollständig zerstört. (Wenn die Hussiten gerade im Kloster zu Grünhain so fürchtbar hausten, so ist das verständlich, weil sich ihr ganzer Zorn gegen die Abtei richtete. Der Grünhainer Abt Bernhard II. hatte nämlich, wie die Hussiten in Erfahrung gebracht hatten, auf der Kirchenversammlung zu Konstanz für Hussens Tod gestimmt.)

Lehmann fährt fort: Also sollen auch das Klosterlein in der Zelle an der Mulde bei dem Städtchen Aue verwüstet haben. Schwarzenberg am Pöhlauer Paß haben sie ganz eingeeßert, die Stadtmauer bis auf den Grund abgebrochen.

Crottendorf wurde total ausgeplündert, die Kirche verwüstet und die Wöchnerinnen, die Kinder und die Kranken in den Betten erstochen. Das Dorf Kraxdorf, das auf der Höhe zwischen Scheibenberg und Neudorf gelegen, haben sie dem Erdboden gleich gemacht. Kraxdorf ist nicht wieder aufgebaut worden. Dafür entstand im Grunde das neue Dorf — Neudorf.

Ganz ähnlich erging es Zwönitz. Hier hatten die Hussiten fürchtbar gehaust. Die Einwohner haben sich lange Zeit in den Wäldern aufhalten müssen, bis die Stadt halbwegs wieder aufgebaut war.

Auch Burgstädtel zwischen Grünhain und Elterlein verschwand vom Erdboden und ist nur ganz dürftig wieder aus Schutt und Asche erstanden. Ein paar einzelne Häuser erinnern heute an den ehemals nicht unbedeutenden Platz. Man nimmt an, daß hier auch eine Burg stand, deren Mannen wie die Schlettauer Burgassen zu Geleitdiensten auf der alten Handelsstraße verpflichtet waren.

Elterlein wurde so mitgenommen, daß es lange Zeit unbewohnt gelassen wurde.

Von Schlettau zitiert Gehlofen in seiner Chronik von Schlettau eine alte Nachricht, in der es heißt: „1425 kam das Geschrei, wie die Hussiten in Böhmen willens wären, in das Meißner und Sachsenland einzufallen. Darüber erhob sich ein Schrecken. Allenthalben wurde man rege, um Städte und Schlösser warf man Gräben auf, besserte Tore und Mauern, baute Schläge und Brustwehren nach eines jeden Ortes Gelegenheit. Im Jahre 1429 fielen die Hussiten in das Städtlein Schlettau ein, denn sie hatten erfahren, wie der Abt zu Grünhain Bernhard II. auf der Kirchenversammlung zu Kostnitz gegen Huß gestimmt hatte, und wollten daher die Klöster Schlettau und Grünhain zerstören. (Wir sehen, diese alte Nachricht ist nicht ganz zutreffend. Schlettau hat nie ein Kloster gehabt. Es ist aber richtig, daß Schloß und Stadt Schlettau um die fragliche Zeit zum Kloster Grünhain gehörten, und daß den Hussiten der Ort ein willkommenes Objekt war, an dem sie ihren Rachedurst stillen wollten.)

Ein Bewohner Schlettaus hatte sich auf den Weg nach Crottendorf gemacht. Da mitten im Walde steht er einen hellen Schein und hört die Feinde reden. Da er der böhmischen Sprache mächtig war, vernimmt er, wie die Böhmen die Absicht kund tun, in der Stadt Sleten oder Sletain einzufallen. Auf Umwegen kehrt er zurück, um die Einwohner mit den Worten zu warnen: „Feinde, Feinde! Die grimmigen Hussiten!“ Wolf Bernd, der tätige Bürgermeister, trifft alle Vorsichtsmaßregeln und verteilt seine Mannschaften auf die Mauern und Türme der Stadt. Wie aber die Bürger sich verteidigten, endlich brechen die Hussiten doch durch das Pförtchen unweit des Elterleiner Tores in die Stadt ein und verwüsten sie auf alle Weise.“

Bei einer Hauptreparatur am Schlettauer Kirchturm im XVIII. Jahrhundert fand man im Knopf des Turmes mehrere Hussitenpfeile, und heute noch werden hin und wieder bei Erdarbeiten und Ausschachtungen Harnischstücke, Pfeile und Eisenteile aus der hussitischen Schreckenszeit ausgegraben. Jenissius, der belehene Chronist von Annaberg, merkt noch an, daß Schlettau von den Hussiten so arg mitgenommen worden ist, daß sich die Stadt in vielen Jahren nicht wieder erholen konnte.

Die Hussitenunruhen hatten für Schlettau übrigens noch eine bedeutsame Folge. Als die Grünhainer Mönche ihr Kloster wieder aufbauen wollten, verpfändeten sie das Schloß zu Schlettau, um das nötige Baukapital zu gewinnen. Die Burg ging auf diese Weise zunächst in den Besitz eines Sigismund von Miltitz über, der es aber bald darauf weiter an den Landesfürsten verpfändete.

Magister Lehmann erzählt weiter: Die Dörfer S e h m a, C r a n z a h l und die Waldhäuser am B ä r e n s t e i n, die alle zum Kloster Grünhain gehörten und „an der Straße“ (d. i. an der alten Salzstraße) lagen, wurden übel zugerichtet, auch Preßnitz über dem Wald wurde nicht verschont. Zischopau und Scharfstein, in deren Schlösser sich die Bewohner mit dem Vieh zurückgezogen hatten, kamen glimpflicher weg, dagegen mußte Wolfenstein wieder fürchtbares aushalten. Schmalzgrube wurde niedergebrannt. Im böhmischen Schmiedeberg leistete der Hammerherr Siegel mit seinen Hammerburschen tapferen Widerstand, bis sie von den Hussiten umgangen und fast gänzlich ausgerieben wurden. Auch dem Dörflein G i e r s d o r f (an dessen Stelle später F ö h s t a d t entstand) haben die Hussiten den Garaus gemacht.

Die Städte Annaberg und Buchholz standen damals noch nicht. Man erzählt aber, daß Prokop lange Zeit in dem Tale lagerte, wo späterhin Buchholz gebaut wurde, und daß es ihm dort so gut gefiel, daß er den Ausspruch getan haben soll: „Hier baue ich mich an, und sollte es den letzten Heller kosten. Daher soll noch heute eine Wirtschaft bei F r o h n a u den Namen „Der letzte Heller“ führen.

Durch die Hussiten war eine grenzenlose Verwirrung und Unsicherheit ins Land gekommen. Diese Atmosphäre wurde nun bedauerlicherweise auch noch von lichtscheuen Elementen ausgenützt, die in den Jahren nach dem Hussiteneinfall im weiten Kreis des Gebirges als Räuber und Wegelagerer ihr Unwesen trieben. Beschämend war es, daß sich auch Leute aus ritterlichen Geschlechtern zu einem so verwerflichen Handwerk hergaben. So heunruhigte der gefürchtete Raubritter Nikel Mönch die Gegend von Löbnitz bis Schlettau mit seinen Raubzügen und Ueberfällen, bis man seiner habhaft wurde, worauf man ihn am 3. August im Schloß zu Schlettau den Prozeß machte.

So erweckt das Jahr 1929 für unsere erzgebirgische Heimat-erde trübe Erinnerungen. Vielleicht gibt die 500. Wiederkehr dieser Tage Veranlassung, genauere Nachrichten über die denkwürdige Zeit zu sammeln, um ein vollständiges Bild von den Kriegsschrecken zu gewinnen, die die fanatischen „böhmischen Reher“ in unser Erzgebirge hineintrugen.

Nooch'n Feierohnd



Ne Bugel-Leberecht sei Auer Sängerschaft.

Von Walter Schimm, Chemnitz-Buchholz.

Beim Bugel-Leberecht war seit e paar Tog'n schlacht Wattr drhäm. Ne Sunntig war in Aue Sängerschaft, un do stand fest, doß dr Leberecht miet hiewollt. Ahmesu stand obr a fest, doß de Laura mit darer Sängerräs' net eivrstandn war. De Bugel-Laura war überhaupt dar ganzn Singerei net hold gefinnt un saht immer: „Wie nár de Manner an solch'n Geblák Wohlgefallen findn kánne!“ Un weil dr Leberecht ab un zu emol bissel schief ehäm kam aus dr Singstund, nannet de Laura de Singstund „Schlingstund“.

De zwä lehtn Woch'n vorn Sängerschaft hat dr Leberecht tog-täglich seinr Laura gegnüb'r drimringeredt, doß 'r miet noch Aue wollt, obr die tat, als häret se dos alles gar net.

Su war nu a dr lehte Dunnerstig vor'n Fast ragekomme. Dr Leberecht soß offn Kanepes un zug seine Stiefeln ah, 'r saht nu schwern Harzn: „Alte, ich will dir'sch nár sogn, ich mach sei ne Sonnohnd miet off Aue zon Sängerschaft!“ Ohne de Antwort ohzelauern, sehet dr Leberecht sen Hut auf un ging in de Singstund.

Bei seinr Laura hat dr Leberecht ins Fei'r neigestirkt. Ne Freitag ze mittig war in Bugel-Heißl Grußkampstog. De Laura machet Revelutio un mähnet ze gutleht: „Du kimmst a ne Sunntig früh zeracht, ze wos dá schu ne Sunnohnd in dann fremdn Raft rimbläken!“

Dr Leberecht vrdrücket in allr Ruh' seine „Eigeshnietene“ un saht ganz korz drauf: „Ich bie Haushaltungsvierstand un mach wos ich will! Ich fahr morgn, richt mei Zeig vir, un wenn de in Stadt gist, brengste mir en Papierkrog'n mit imgeschlogrie Eken miet.“

Ohmst war mit dr Laura net ze redn. Dr Leberecht machet nochmol zon Wirstand in Niedrdorf un hulet sich e Säng-zähng (Sängerzeichen), domit se sich in Aue a enanner drkenne tatn. Wie 'r ehäm kam, war sei Graupelwattr schie schlofn un dr Leberecht warsch'n zefriedn.

Am Sunnohnd vun else wag ging bänn Leberecht de Arbit nimmer un 'r gucket eitel an dr Uhr, obr de eens wollt's net war'n. — Endlich tat's klingeln. Ens, zwäe, dreie — un drauß'n war dr Sängerschaftsfahrer. Wie 'r ben Preißlbeerssepp vorbeiperzet, sah 'r solch'n schinn Limburgr vorn Fanstr lieg'n un de Flieg'n schiene ah ihre Fräd dra ze hohm. Dr Leberecht nahm e Bärtel miet un rannet nu ne Barg nah. — 's Ahziehe dauret net lang un in ner halbn Stund stand 'r fix un fertig mit'n Fraßpackl unnern Arm unner dr Stubntir un saht ze seinr Laura: „Versorg sei de Zieg gut“ — un „Auf Wiederseh!“ Dann rannet 'r is Dorf nunner.

Beim Seifert-Balwierer wollt'r noch fix sich rasiern lossn. Zun Glück soß a nár e Mannsn drinne un dr Leberecht mußte ewing wartn. 'r wur obr bal ugeduldig, wie dr Balwierer immer un immer noch emol mit'n Wasser übr dann Rundn seine Badn strich. Ihe war 'r fertig un mei Leberecht, wos haste un kaste, drauf off dann Stuhl. Dar Waa gob fims Mark hie un dr Balwierer hat wieder nicht änzeln un machet drmiet zun Ardeppeldanel, dar drnab'n e Grünwarnhandlung hat, im wachseln ze lossn. Wie dr Seifert-Karl wieder zr Tir reikam,

fuhr ne dr Leberecht ah: „Nu mah'r dich obr aus, ich will offn Sängerschaft, Karl!“ — „Geleich giehts lus, Leberecht, de kimmst schie noch,“ un dodrbei pfatschet 'r ne Säfnigisch in dr Busch. In paar Minutn war 'r fertig. „Ich ho nicht änzeln, Karl, ich bezohl's nächste Woch' miet!“ sprudlet dr Leberecht raus, sehet fänn Hut auf un perzet ne Bahnhuf zu. „Dunnersharr“ bläket off emol dr Leberecht un kehret wieder im. 'r hat in dr Eil sei Fraßpackel lieng geloffen.

Off'n Bahnhuf fuhr gerode dr Zug ei, wie dr Leberecht ageheht kam. 'r löset sei Fahrkart un machet naus offn Bahnsteig. Wie 'r eisteign will, fliegt ne doch is Fraßpackl aus dr Hand un de Bemme logn offn Bahnsteig. Dr Leberecht drwischt dos ganze bissel Zeig un flattrets in Papier wieder nei, un wär chet sich in Eisenbahwog'n nei. Bis Scheibnberg hot dr Sängerschaftsfahrer gebraucht, eh 'r sei Packl wieder in Ordnung hat. — Off jedr Station warn neie Sangesbrüder eingestieg'n, un su wur e Liedl noch'n annern ahgestimmt, doß fig de Zeit rim war un Aue kam.

(Schluß folgt.)

Tallerheiser Glück!

Verfaßt als Sommerfrischler in Tellerhäuser

von Curt Rambach.

Tallerheiser, nahnt an Himmel,
is' en geedn Kind bekannt
als 'as allerschenste Darjel
do bei uns in Sachsenland.

Bist de müd' vun vieler Arwet,
will net flehig sei dei Harz,
mußt de ruhe in dann Darjel,
mußt de wannern himmelwärts.

Un 'as aller erste Heisel
hamm de Bargleit sich gebaut,
durch de Walder draß an Himmel
klangs „Glückauf“ su hall un laut.

Doch de Bargleit sei vergange,
nimmer klingts „Glückauf“ in Wald,
Tallerheiser stiht noch immer,
glücklich sei dort Gung und Alt!

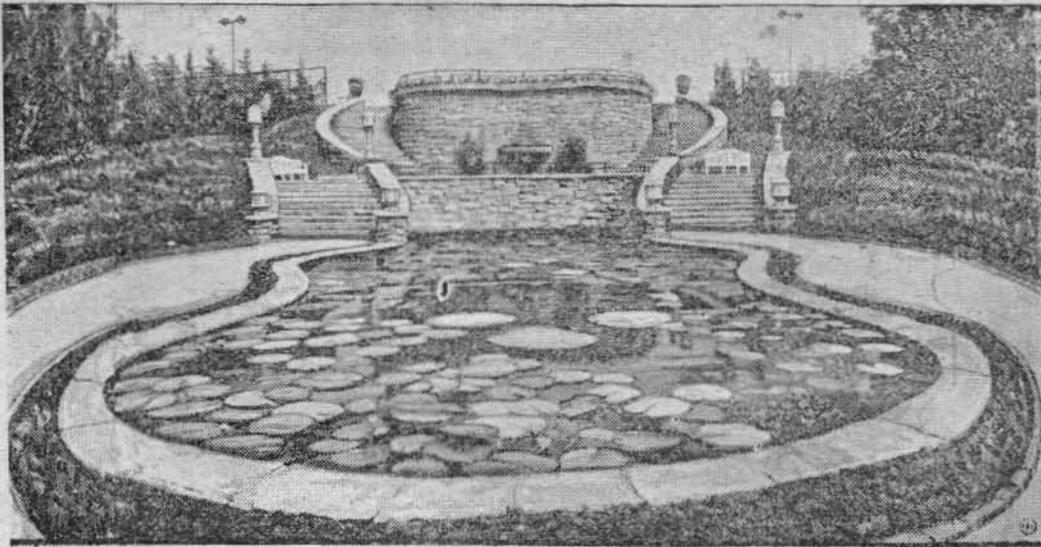
's gibt kaa Eisenbah', kaa Kirchel,
un kaa Pfartle, des is' wahr,
net en Sparlig stieht m'r huppen,
weil de Hawerkartle rar.

Doch a geeder Tallerheiser
bleht der alten Haamet trei,
kint bis nauf ans Gatertürle,
sehnt sich in de Walt net nei. —

Is' zefrieden in sen Stübel,
wus so haamlich un su sei,
bis mern tregt ins lehte Bettel
bei de Wiesentoler nei. —

Fragt' en druhm sei Gott in Himmel:
„Is' bi uns net schie und sei?“
„— — —“ — — —
Kast mer 'Ich glaam! 's ward sei! 's ward sei!“

Tallerheiser, bleib su friedlich,
anfach, kaa un unbekannt — —;
wu sich gaam de Menschenkiner,
un der liebe Gott de Hand.



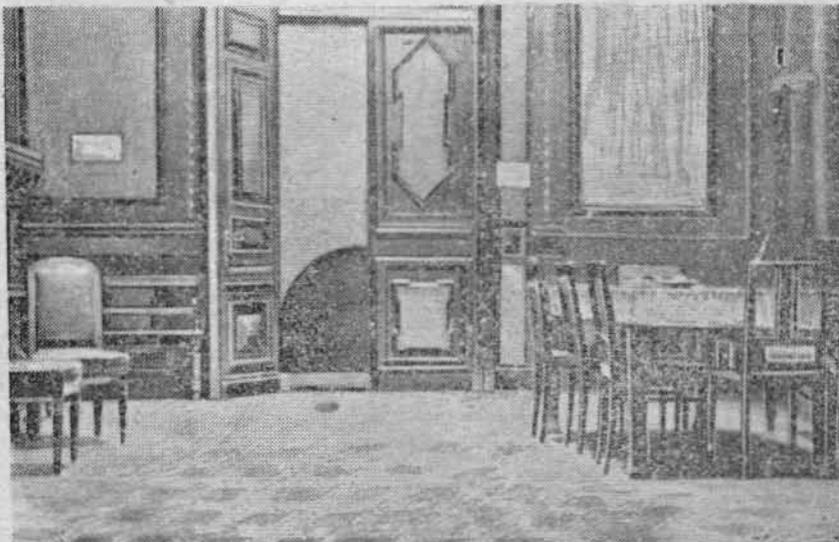
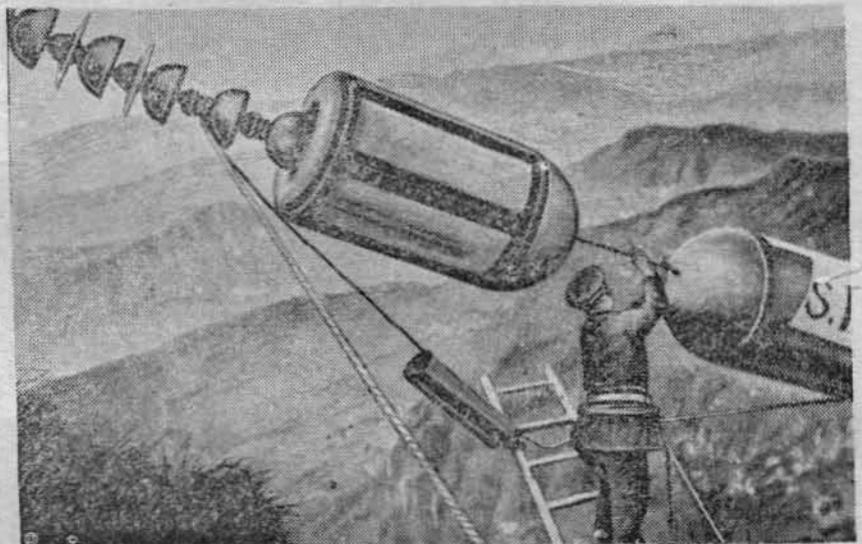
Die „Gruga“ in Essen.

Seit vorigen Sonnabend sind die Pforten der Großen Ruhrländischen Gartenbau-Ausstellung, die gemeinsam von dem Deutschen Gartenbauverein und der Stadt Essen veranstaltet wurde, geöffnet. Die Ausstellung gibt ein imposantes Bild von dem heutigen Stande des deutschen Gartenbaues. Bemerkenswert ist, daß die Ausstellung auch für die Zukunft als Volkspark erhalten bleiben soll. Unser Bild zeigt ein Warmwasserbecken für exotische Wasserbäume (Victoria Regia usw.).

Der gebändigte Blitz.

Spannungen von fünf Millionen Volt.

In einem der gewitterreichsten Winkel Europas, am Monte Generoso in der Schweiz, ist bekanntlich vor einiger Zeit eine Anlage errichtet worden, die keinen geringeren als den Zweck verfolgt, die phantastisch hohen elektrischen Spannungen, wie sie beim Gewitter auftreten, der wissenschaftlichen Forschung, in erster Linie der Atomzertrümmerung, nutzbar zu machen. Was bisher unmöglich schien, ist nunmehr geglückt; die Bändigung des Blitzes. Bei den letzten schweren Gewittern war es gelungen, auf einer 4,5 Meter langen Funkenstrecke blitzähnliche Ueberschläge zu erzielen, die mit ohrenbetäubendem Krachen und Donnern vor sich gingen. Bei den Entladungen wurden Spannungen von fünf Millionen Volt gemessen, also ein Vielfaches der bisher von Menschenhand erzeugten. Durch diese Ergebnisse scheint die endgültige Verwirklichung der Atomzertrümmerung in greifbare Nähe gerückt. Die Anlage am Monte Generoso besteht in der Hauptsache aus einem mit Spitzen versehenen, mehrere hundert Quadratmeter großen, weitmaschigen Drahtnetz, das zum Sammeln der luftelektrischen Energie dient. Das Netz ist auf einem Trägersseil befestigt, das wie eine riesige Rundfunkantenne zwischen zwei Bergspitzen verspannt wurde. Von den riesigen Ausmaßen der Anlage mögen folgende Zahlen einen Begriff geben: die Länge des Seils allein beträgt 660 m. An beiden Enden befinden sich 25 Meter lange Isolatorenketten, die je 24 000 Kg. wiegen. Unter der Isolatorenkette befindet sich die Funkenstrecke, auf der krachend Blitze überspringen, wenn bei Gewitter die Spannung in der Anlage zu hoch wird. Unser Bild zeigt eine der riesigen Isolatorenketten der Anlage.



Schüsse im Berliner französischen Konsulat.

In dem Berliner französischen Konsulat kam es, wie bereits berichtet, zu einem aufregenden Zwischenfall. Ein russisches Ehepaar erschien und verlangte in französischer Sprache laut nach dem Konsul. Als dieser erschien, forderte die Frau von ihm eine Geldunterstützung und zog, als ihr diese verweigert wurde, aus ihrer Handtasche einen Trommelrevolver hervor, mit dem sie drei Schüsse abgab, ohne indes jemanden zu treffen. Dem geistesgegenwärtigen Portier des Konsulats gelang es sodann, der Frau den Revolver zu entreißen und sie dem inzwischen eingetroffenen Ueberfallkommando zu übergeben. Dem Attentat liegen keine politischen Motive zugrunde. Die Frau hatte in Paris einen Straßenbahnunfall erlitten u. wurde in einer staatlichen Klinik, wie sie behauptet, so unsachgemäß behandelt, daß ihr das Bein amputiert werden mußte. Sie verlangt nun vom französischen Staat Schadenersatz. Unser Bild nebenstehend zeigt das Empfangszimmer des Konsulats, in dem sich der Vorfall abspielte.